

WOLFGANG CZIESLA

WENN ALLE IST, IST ALLE

Der Aschenbecher aus abbröckelndem Hartplastik, mit Brandflecken ausgedrückter Zigaretten. Gleich daneben noch einer und auf der Fensterbank ein dritter. Was machen all die Aschenbecher in einem Krematorium?

Der Verwaltungsmann hat immerhin versucht, taktvoll zu sein. »Ein bedauerliches Versehen. Ihr Vater ist bereits am Morgen eingäschert worden. Das sollte der Bestatter doch wissen. Bei uns in der Verwaltung hat er das Beisein von Angehörigen zu melden – nicht bei den Technikern. Aber wenn Sie unbedingt einmal zusehen möchten.« Er griff zum Telefon. »Helmut! Karlheinz hier. Hör mal, wann wird der Nächste eingefahren?«

Er hielt die Sprechmuschel zu. »In etwa zwanzig Minuten, haben Sie solange Zeit?«

Auch länger.

Den Bestatter könnte ich zum Teufel jagen. Und die Krematoriumheinis auch. Denen ist es egal, wer im Sarg liegt. Kommen alle der Reihe nach dran.

Ein weißes Wartezimmer, die Wände mit einem Sockel aus Ölfarbe. Fünfunddreißig Grad sollen es heute wieder werden. Der Rippenheizkörper, der Kleiderständer mit den Plastikbügeln, trostlose Anblicke.

Die bedauerlichen Mißverständnisse haben sich in den letzten Tagen gehäuft. Eine richtige Totenwache hätte ich ihm gewünscht. Aber das war mit Mutter nicht zu machen. Sie hatte sich von ihm verabschiedet, solange er noch lebte. So will sie ihn in Erinnerung behalten. Wäre von den Verwandten, wäre von Vaters alten Freunden etwa einer gekommen? Trotzdem habe ich auf einer Aufbahrung bestanden. Hätte aber nicht gedacht, daß sie den ganzen Zauber nur für meinen Besuch veranstalten und ihn danach sofort wieder in den Sarg sperren. Man muß nicht religiös sein, um zu wissen, daß das keine Art ist.

Schlimm genug, daß der Leichnam so früh bei uns abgeholt wurde. Von diesem Duo mit hemddünnen Fräcken, womöglich aus dem Fundus der Städtischen Bühnen. Dazu die weißen Gummihandschuhe. Karl Valentin und Liesl Karlstadt in der Wohnung meiner Eltern. Ob wir den Schlüssel zur Rückfront des Aufzugs hätten? Dann bräuchten sie die Bahre nicht senkrecht zu nehmen. Der Leichnam sei noch nicht richtig starr.

Wie sie Vater hergerichtet hatten! Die Hemdbrust mit einer dicken Schicht Pappe. Darüber silbern schimmerndes Leinen oder Strukturfolie, die ein Lei-

nenhemd vortäuschen sollte. Der Kriminalkommissar hatte gemeint, auf eine Autopsie könne wahrscheinlich verzichtet werden. Hatte der Gerichtsmediziner doch die Brust aufgemacht? Ich versuchte die festgeklemmte Decke, auf der die gefalteten Hände lagen, ein Stück anzuheben, sah das blutleere Weiß des Hüftfettes und verzichtete auf eine weitere Untersuchung. So schön würde ich das Arrangement nicht mehr hinkriegen.

Ich erzählte ihm vom Endspiel. Und vom dritten Platz der Deutschen. Interessierte ihn das noch? Ich redete über meine neuen Freundin, und daß er posthum vielleicht Enkel bekäme. Machte ich mich lächerlich? Ich blickte mich um. War das eine Video-Kamera in der Ecke?

In der gekühlten Kabine hatte nicht einmal ein Stuhl gestanden. Als sollten die Besucher nur einen Blick auf den Angehörigen werfen und gleich wieder gehen. Zwei größere Zimmerpflanzen, vermutlich Ficus, am Kopfende der Bahre und neben dem Bett zwei dicke Kerzen. Meine Kamera versagte. Als hätte er so nicht fotografiert werden wollen. Den Kopf auf dem gesteppten Kissen mit Tüllvolant. Zwischen den Lippen weiße Krümel eines eingetrockneten Klebstoffs. Beim Rasieren hatten sie ihn geschnitten; pastellfarben zeichneten sich Hautflecken unter dem Puder ab. Das silberweiße Haar wirkte gefönt. Zwei Tage vor Vaters Tod waren wir noch bei seinem Friseur gewesen. Gleich an der nächsten Hausecke, aber wir mußten den Wagen nehmen. Schon als wir Vater anzogen, strömte ihm der Schweiß aus allen Poren. Mit dem Auto eine Runde um den Häuserblock. Ich hielt in der zweiten Reihe, half Vater die zwei Treppenstufen hoch, der Friseur kam uns besorgt entgegen. Das Haarschneiden zwischen all dem Husten und Würgen dauerte eine Ewigkeit. Unentwegt tupfte der Friseur meinem Vater den Schweiß ab. »Bis zum nächsten Mal. Hoffentlich sind Sie dann wieder gesund«, verabschiedete er sich. Vater gab ein verschwenderisches Trinkgeld, pampig: »Sie glauben doch selbst nicht an ein nächstes Mal.« Ich sehe noch, wie der Friseur zusammenzuckte. Und Vater, der sich an der Hauswand abstützte.

Er wollte nicht noch einmal ins Krankenhaus. Schon beim letzten Aufenthalt war seine Haltung eindeutig: »Wenn alle ist, ist alle. Du hast ja selbst gehört, was der Professor gesagt hat. Ein Schatten auf der Lunge. Als ob man einen Schatten wegschneiden könnte! Chemo ... Bestrahlung ... ich will das alles nicht. Noch ein Jahr husten, dann ist Sense.«

Es wurde kein Jahr mehr. Gerade einmal drei Monate hat er uns noch etwas vorgehustet. Immerhin starb er im eigenen Bett. Er hat seinen Willen durchgesetzt. Kein Zeichen eines Todeskampfes auf seinem Gesicht. Obwohl er wochenlang nach Luft gerungen hatte – der Tumor saß wie ein Pfropf in den Bronchien –, war Vater nicht erstickt. Das hat der Notarzt, der mit der Feuerwehr anrückte,

bestätigt. Mutter und ich mußten vor der geschlossenen Schlafzimmertür warten. Wir sahen gerade noch, wie drei der kräftigen Männer in ihrer leuchtend roten Schutzkleidung Vater auf den Boden legten und den Gerätekoffer öffneten. Ich nahm Mutter in den Arm. Sie kam mir besonders klein vor und wird seitdem von Tag zu Tag hutzeliger.

Der Notarzt drückte sein Beileid aus und sah uns beiden verbindlich in die Augen. Zwecklos, die Wiederbelebung fortzusetzen. Unterversorgung des Gehirns, zu wenig Sauerstoff im Blut, irgendwann während des Schlafs habe das Herz aufgehört zu schlagen.

Vielleicht als Mutter gerade runtergegangen war, um Brötchen zu holen für sich und ihn, oder während sie Tee kochte. Sie habe ihn schlafen lassen wollen, sagte sie und erzählte von der anstrengenden Nacht. Mehrfach seien sie aufgestanden, hätten Vaters schweißnassen Schlafanzug, Unterwäsche und die Kniestrümpfe gewechselt, die ihm immer zu eng waren; hätten vieles besprochen. »Kann ich jetzt das Licht ausmachen?« habe sie gefragt, als sich der Tag bereits hinter den schweren Samtvorhängen bemerkbar machte. »Ja, mach aus.« Er habe danach noch etwas sagen wollen, meinte Mutter. Aber sie verstand ihn nicht. Mit dem Gesicht zur Bettkante habe er gehustet und in die sich auflösenden Papiertücher ausgespuckt, von denen er morgens noch eines in der Hand hielt. »Du weißt ja selbst, wie schwer er zuletzt zu verstehen war. Irgendwann konnte ich nicht mehr! Immer wieder ums Bett herumgehen und mein Ohr an seinen Mund legen.«

»Hat er nach mir gefragt«, wollte ich wissen.

»Nein, ich glaube nicht.«

Seit Jahren versuche ich, Mutter von der Notwendigkeit eines Hörgeräts zu überzeugen. Sie wehrt sich mit immer neuen Argumenten. Der Shunt im Kopf zur Druckregulierung, die Brillen, die sie mehrfach wechseln müsse, weil sie mit Gleitsichtgläsern nicht zurechtkäme, und überhaupt würde sie dann ja alles hören, den Straßenlärm, die Nachbarn. Vater könne ja die Trillerpfeife benutzen, um sie zu rufen, fiel ihr eines Nachmittags ein. Die Trillerpfeife – wo war sie? Wir suchten lange und fanden sie nicht. Was hätte sie auch genutzt, wenn ihm doch dauernd die Puste wegblieb?

Wie konnte Vater auf sich aufmerksam machen, wenn Mutter im Wohnzimmer saß? Durch Lichtzeichen? Die konnten nur im Dunkeln wirken, im Juni reichlich spät. Trotzdem ließ ich nichts unversucht. Vater lag im Bett und starrte mit glasigen Augen zur Decke. Hinter der schmalen Diele auf dem Sofa unterhielt Mutter die umliegenden drei Stockwerke mit ihrem Fernsehprogramm. Ich schaltete die Nachttischlampe in schnellen Abständen an und aus. Mutter im Flackerlicht des Fernsehers bemerkte meine Signale aus dem

Schlafzimmer nicht, und Vater wäre dazu ohnehin nicht mehr geschickt genug gewesen.

Zwischen Vaters würgendem Husten erahnte ich einzelne Silben. Ich beugte mich über ihn. »Taschenlampe.« Das war es, was er sagen wollte. »Im Pult«, röchelte er. Ich ging hinüber in sein ehemaliges Büro, öffnete die Klappe des Stehpults. Meinte er die? So ein niedliches Ding. Was wollte er damit erreichen? Ich brachte sie ihm ans Bett. Vater ließ sie fallen. Ich hob sie auf, leuchtete gegen den Kleiderschrank, stellte den Lichtstrahl auf die stärkste mögliche Bündelung, richtete den Strahl auf das Gesicht meiner Mutter. Sie schaute unbewegt zum Fernseher. Wir gaben es auf.

Das einzige Hilfsmittel, das Vater akzeptierte, um sein Sterben zu verzögern, war der Sauerstoffkonzentrator. Groß wie ein Profi-Staubsauger stand er in einer Ecke und heizte das Wohnzimmer weiter auf. Wir trauten uns kaum, ein Fenster zu öffnen, Vater fror selbst bei sommerlichen Temperaturen. Seine Stirn, sein gesamter Körper, war immerzu mit kaltem Schweiß bedeckt. Das Gerät raubte Mutter den Sauerstoff, den es Vater über einen langen Schlauch – für Mutter eine gefährliche Stolperfalle – durch die Nasenbrille einflöbte. Wir arbeiteten uns durch die Bedienungsanleitung. Was bitte schön sollte der »Flowein stellklopf« sein? Da ringt jemand nach Luft und bekommt eine neue Weinsorte angeboten? Mit Hilfe der englischen Übersetzung ließ sich rekonstruieren: der Flow-Einstellknopf war gemeint. Mindestens zwölf Stunden täglich sollte Vater am Sauerstoff hängen. Mutter führte akribisch Buch darüber. Taub für alle anderen Geräusche, störte sie ausgerechnet das gleichmäßige leise Brummen des Sauerstoffspenders. Vater kannte seine Frau gut. War es Rücksichtnahme, wenn er jede Gelegenheit nutzte, den Konzentrator auszuschalten? Oder ärgerte ihn der Schlauch in der Nase?

Das Gerät war nicht in Betrieb, als ich Vater reglos in seinem Bett fand. Als Mutter anrief, rasierte ich mich gerade. Kurz nach neun waren wir ohnehin verabredet. Ich sollte die beiden zur Fußpflege fahren. »Komm bitte«, sagte Mutter mit brechender Stimme. »Schau, was mit Vater ist.«

Kurz danach war ich bei ihm, legte mein Ohr an seinen Mund. Nichts. Tastete nach seinem Puls. Konnte nichts fühlen, die Hand war kalt. Ich schlug ihm vorsichtig gegen die Wange. Vater, was machst du für Sachen! Er ließ sich nicht wecken. Ich wählte die 112, beschrieb die Lage, begann, rhythmisch gegen Vaters Brustbein zu drücken. Es war mir nicht geheuer, ihn von Mund zu Mund oder Nase zu beatmen. Aus dem Küchenschrank holte ich einen Gefrierbeutel, schnitt ein mundförmiges Loch hinein und begann mit der Beatmung. Davon ist wohl nichts in seiner Lunge angekommen. Ich hatte vergessen,

seinen Kopf nach hinten durchzustrecken. Der letzte Erste-Hilfe-Kurs war lange her.

Schwebte Vaters Ätherkörper schon im Raum und sah mir von schräg oben zu? War mein hektisches Handeln nutzlos? In Gedanken fragte ich den leblosen Körper, was ich für ihn tun könne. Und erhielt die Antwort: Kümmere dich um Mutter! Wie ich die Antwort wahrnahm? Ich weiß es nicht. Ich muß sie mir eingebildet haben.

All die Fehler, die man beim Sterben eines Menschen machen kann! – und danach, wenn er tot ist. Die Reihe von Pannen, Kommunikationsstörungen und unglücklichen Umständen, die dazu führte, daß ich nun die Kremation eines mir fremden Menschen miterleben kann. Statt der meines Vaters, dessen Sarg nicht mehr geöffnet worden ist.

Ein Fahrzeug mit einem Elektromotor rollt den Gang entlang. Es hält vor dem Nebenraum. Ketten scheppern. Auf dem Gang wird gesprochen. Etwas wie ein Einkaufswagen wird über den Flur geschoben. Oder ist es das Scharren eines Kehrblechs über Zement?

Vielstimmiges Summen hinter der Tür, das ich schon eine ganze Weile höre. Sphärische Klänge. Der Gesang aus dem Feuerofen? Manchmal meine ich eine Melodie zu erkennen. »So nimm denn meine Hände.« Wieso höre ich im Rauschen der Anlage ausgerechnet dieses Kirchenlied? Nach dem Konfirmandenunterricht hatte ich es schnell vergessen, und heute morgen, als der Pfarrer bei uns war, hat Mutter es sich für die Trauerfeier gewünscht. »So nimm denn meine Hände und führe mich.«

»Deine Eltern treffe ich manchmal, wenn sie Hand in Hand über die Brücke gehen«, hatte eine Freundin noch Anfang des Jahres zu mir gesagt. Sie meinte die Brücke über die Stadtautobahn, wenn die alten Herrschaften zum Supermarkt gingen. Meine Eltern erschienen ihr als das Ideal von Treue und gegenseitiger Fürsorge. Das habe ich oft auch so gesehen, wenn ich die beiden mittags besuchte. Vater mit umgebundener Schürze; nach dem Geschirrspülen preßte er für Mutter jeweils zwei Orangen aus. Bei ihren Spaziergängen haben sie sich aneinander festgehalten. Einmal meinte Vater, einen abbiegenden Autofahrer darauf hinweisen zu müssen, daß er versäumt hatte zu blinken. Er ließ Mutters Hand kurz los und machte mit Daumen und Fingern das Zeichen für »Blinken«. Mutter und Vater stürzten übereinander.

Mutters Körperhaltung hat sich seit Vaters Tod verändert, als fehlte ihr ein Teil ihrer selbst. Den Rollator, den sie kurz zuvor bekommen hatte, benutzt sie kaum. Ebenso wenig den Stützgürtel und die anderen Hilfsmittel, die sie wohl nur aus Gehorsam gegenüber den Ärzten ein paar Mal ausprobiert hat. Sie

will die Hand zum Festhalten, die Hand ihres Mannes – und nach seinem Tod meine. Sie will einen Vertrauten neben sich, der aufpaßt, daß sie nicht nach hinten taumelt. Sie will eine bekannte Stimme an ihrem Ohr, die ihr wiederholt, was der Arzt gesagt hat. »Nicht lauter sprechen«, sagte sie vorige Woche, als ich mit umgebundener Küchenschürze für sie Orangen auspreßte. »Zu mir sprechen! Mich beim Reden ansehen!«

Drei Tage vor seinem Tod hatte ich einen völlig fremden Mann im elterlichen Doppelbett vorgefunden. Das war mein Vater? Erst auf den zweiten Blick begriff ich, was ihn unkenntlich machte. Er hatte keine Zähne im Mund. Ein Mensch ohne Gebiß ist nicht mehr derselbe. Der Unterkiefer, die Wangen, das ganze Gesicht, alles ist anders. Ich erkannte ihn gerade noch an seinen weißen Haaren, die verschwitzt an Stirn und Schläfen klebten.

Gestern abend ist mir Ähnliches mit Mutter passiert. Ich hatte versprochen, ihr vor dem Zubettgehen gute Nacht zu wünschen. Seit sie neulich morgens beim Zeitungholen die Treppe hinuntergefallen ist – sie griff nach einer Hand, die nicht da war –, schaue ich lieber zu oft als zu selten nach ihr. Sie hatte bereits das Licht ausgemacht. Ich ging nah an ihr Bett, überzeugte mich, daß sie atmete. Als ich die Wohnungstür schloß, erwachte sie und rief den Namen ihres Mannes. Ich ging noch einmal zurück. Mutter machte Licht und bot mir fast denselben Anblick wie zuvor Vater. Sie war nicht einfach nur meine Mutter ohne Zahnprothese. Sie war die kaum noch weiblich zu nennende Variante ihres langjährigen Gefährten. Mutters ganze Erscheinung hat sich erschreckend der seinen angenähert. Wenn wir über die Straße gehen, hält sie sich wie er an einer Hecke oder Hauswand fest. Wie sie aus dem Auto aussteigt, das erinnert an Vater in seinen letzten Tagen. Und immer wieder streckt sie die Hand aus, als sei dort jemand, der sie greifen kann. Sie ist überzeugt, daß sie nicht mehr lange zu leben hat. »Er ruft mich sicher bald zu sich.«

Ich rieche den Schweiß meines Vaters. Seine Jacke über der Stuhllehne. Ich dachte, es gehöre sich, für die Leichenhalle ein schwarzes Jackett mitzunehmen, fand aber gerade keines in meinem Kleiderschrank. Über dem Bauch ist es mir viel zu weit. Da liegt es, entbehrlich wie die Zentralheizung im Hochsommer, der Garderobenständer und die altersmüden Aschenbecher mit der Werbung für den ›Duft der großen weiten Welt‹ und ›Wer wird denn gleich in die Luft gehen?‹.

Wieder höre ich Stimmen auf dem Gang. Ein junger Mann kommt herein und gibt mir die Hand. Es sei ja die Ausnahme, daß Angehörige dabeisein wollen, begrüßt er mich.

Im Vorbeigehen werfen wir einen Blick in die Leichenhalle mit den aufgestapelten Särgen. Hier also ist Vater gelandet, gleich nachdem ich bei ihm war. Ein Gabelstapler fährt einen Sarg in den Nebenraum, wo die Öfen sind, und stellt ihn auf einer Schiene ab. »Das geht alles automatisch«, sagt der Mitarbeiter. Der Ofen sei auf circa neunhundert Grad vorgeheizt. Ein Muffelofen. Darin brenne keine Flamme und es gebe während der Kremation keine Energiezufuhr. Der Verbrennungsprozeß werde lediglich durch die Zuleitung von Sauerstoff gesteuert. Per Computer. Sauerstoff.

Er zeigt auf die Schaltzentrale hinter einem breiten Fenster. Ein Regiepult, das mich an ein Tonstudio erinnert. Ein smart aussehender Angestellter – Verbrennungsregisseur oder Hitze-Designer – hat die Monitore im Blick. Einen für jede der beiden Brennkammern und einen weiteren für ich weiß nicht was. In den Öfen seien Kameras, sagt mein Begleiter. Alles hochmodern.

Hightech, ja. Aber wenn man sich wünscht, bei der Verbrennung eines nahen Verwandten dabeizusein, kriegen sie das nicht auf die Reihe.

»Gibt es eigentlich noch andere Krematorien in der Stadt?« frage ich.

Es habe mal ein zweites auf dem Südwestfriedhof gegeben, sagt er, aber da sei die Kammer explodiert. Herzschrittmacher. Inzwischen könne man sie drin lassen. Sie knallten zwar, aber die Wände des Ofens hielten das aus. In einer frühen Generation von Schrittmachern seien noch Isotopenbatterien verbaut worden, die Plutonium enthielten. Der Explosion habe das Krematorium auf dem Südwestfriedhof nicht standgehalten.

Ob Kremator beziehungsweise Kremierer – oder sagt man: Kremeur? – ein Ausbildungsberuf sei, frage ich.

Nein. Gelernt habe er Kfz-Mechaniker, aber inzwischen fühle er sich hier ganz wohl.

Er fragt, welches Gewicht mein Vater gehabt habe. Fünfundsiebzig, achtzig? Es würden etwa zwei Kilo übrigbleiben, hauptsächlich von den Knochen. Zuerst verdampfe das Wasser. Einmal dehydriert, brenne der Körper sofort. Manche Angehörigen, die es sich leisten könnten, ließen einen Teil der Asche zu einem Diamanten zusammenpressen und trügen ihn in einem Ring oder einer Brosche bei sich.

In diesem Moment geht die Ofentür auf, und der Sarg wird über ein kettenbetriebenes Förderband eingefahren. Das Holz entzündet sich sofort.

Der junge Mann öffnet die hintere Tür zur Regiezentrale. »Helmut, dürfen wir mal?« Wir schauen dem Techniker, der die Sauerstoff-Konzentration in den Öfen überprüft, über die Schulter. Der Sarg ist schon fast vollständig verbrannt. In seinen Resten läßt sich für kurze Zeit ein Gesicht erkennen, das sich sogleich in einen Schädel verwandelt. Deutlich ist auf dem Monitor zu erkennen,

wie sich der Brustkorb aufrichtet und die Rippen zusammenfallen. Einen Moment glaube ich, es sei der Bestatter, der dort verbrennt.

Währenddessen redet der Techniker: »Die meisten Besucher wundern sich, daß unsere Schornsteine nie rauchen und daß man überhaupt nichts riecht. Wir halten streng die Emissionsauflagen ein. Zweimal jährlich kontrolliert uns der TÜV.« Eine Einäscherung sei die bestmögliche Lösung, um eine hygienische Leichenentsorgung zu gewährleisten und die Umwelt zu entlasten. Was bei einer traditionellen Beerdigung Jahre dauerte, geschehe hier in etwa einer Stunde. »Alle Schadstoffe, pharmazeutischen Gifte, Chemikalien, die sich im Körper befinden, werden bei der Temperatur neutralisiert. Was trotzdem noch übrigbleibt, fängt der Filter auf.«

Ich will den jungen Mann, der seine Berufung gefunden zu haben scheint, fragen, wo denn die Filter entsorgt werden, aber er unterbricht mich. Für ihn sei jetzt schon klar: Er wolle sich später einmal einäschern lassen.

In mir sperrt sich alles gegen die Vorstellung, als Toter nur eine relativ preiswerte und ökologisch vertretbare Lösung zu sein. Und ich bin auch nicht sicher, ob Vater in einer Urne zu Grabe getragen werden wollte.

»Wir haben darüber gesprochen und waren uns einig, daß wir beide verbrannt werden wollen«, hatte Mutter gesagt. Aber vielleicht war das auch solch eine Diskussion wie über das abendliche Fernsehprogramm. Mutter wußte immer, was Vater wollte. »Die Sendung guckst du doch so gern!« Vater, schulterzuckend: »So?«

Seit heute morgen befindet sich alles, was von ihm übrig ist, in einer Aschenkapsel. Ich hatte keine Gelegenheit gehabt, ein zweites Mal herzukommen und darum zu bitten, daß der Sarg noch einmal geöffnet würde. Ich hätte zu gern etwas von seinem Körper zurückbehalten. Eine Haarsträhne, ein Stück Fingernagel, etwas, das seine DNA enthält.